

Jörn Freier

Ist denn Gott zu fassen?

**Lyrik als Sprachform für eine
schülerorientierte Theologie**



Diplomica Verlag

Jörn Freier

Ist denn Gott zu fassen? - Lyrik als Sprachform für eine schülerorientierte Theologie

ISBN: 978-3-8366-4131-9

Herstellung: Diplomica® Verlag GmbH, Hamburg, 2010

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, des Vortrags, der Entnahme von Abbildungen und Tabellen, der Funksendung, der Mikroverfilmung oder der Vervielfältigung auf anderen Wegen und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Eine Vervielfältigung dieses Werkes oder von Teilen dieses Werkes ist auch im Einzelfall nur in den Grenzen der gesetzlichen Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes der Bundesrepublik Deutschland in der jeweils geltenden Fassung zulässig. Sie ist grundsätzlich vergütungspflichtig. Zuwiderhandlungen unterliegen den Strafbestimmungen des Urheberrechtes.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Die Informationen in diesem Werk wurden mit Sorgfalt erarbeitet. Dennoch können Fehler nicht vollständig ausgeschlossen werden und der Verlag, die Autoren oder Übersetzer übernehmen keine juristische Verantwortung oder irgendeine Haftung für evtl. verbliebene fehlerhafte Angaben und deren Folgen.

© Diplomica Verlag GmbH

<http://www.diplomica-verlag.de>, Hamburg 2010

Denn wie der Regen fällt und vom Himmel der Schnee und nicht dahin zurückkehrt, sondern die Erde tränkt, sie befruchtet und sie sprießen lässt, dass sie dem Sämann Samen gibt und Brot dem Essenden, so wird mein Wort sein, das aus meinem Mund hervorgeht. Es wird nicht leer zu mir zurückkehren, sondern es wird bewirken, was mir gefällt, und ausführen, wozu ich es gesandt habe.

(Jesaja 55, 10-11)

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	5
2. Wie sprechen vom Unfassbaren?.....	9
2.1 Gottesrede als theologische Grundverantwortung.....	11
2.2 Sprache: Mehr als nur ein Gottesgeschenk.....	14
2.2.1 Sprachbezweiflung I: Die Begrenztheit des menschlichen Wortes.....	16
2.2.2 Sprachbezweiflung II: Die Problematik des Menschenwortes.....	20
2.3 Sprache und Lebenswelt.....	23
2.3.1 Religion und moderne Gesellschaft.....	23
2.3.2 Sprache und moderne Gesellschaft.....	28
2.4 Erneut die Frage: Wie sprechen vom Unfassbaren?.....	30
3. Über Inhalt und Form einer theologischen Gottesrede	33
3.1 Menschenwort und Gotteswort im Lichte der Selbstoffenbarung Gottes. .	34
3.2 Theologische Gottesrede und Lebenswirklichkeit.....	36
3.3 Von der Form einer theologischen Gottesrede.....	43
3.3.1 Die Kraft der metaphorischen Sprache.....	43
3.3.2 Theologische Gottesrede als Theopoetik.....	46
3.3.3 Lyrik als paradigmatischer Ort poetischer Sprache.....	50
3.4 Lyrik im Spannungsfeld von Theologie und Literatur	55
3.4.1. Ein geschichtlicher Einblick.....	55
3.4.2 „Theologie und Literatur“ als eigenständiger Forschungsbereich.....	58
3.4.3 Vier Gewinndimensionen des Dialogs von „Theologie und Literatur“.....	67
3.5 Lyrik als Sprachform theologischer Gottesrede.....	70
4. Lyrik als Sprachform für eine schülerorientierte Theologie	75
4.1 Gedichte im Religionsunterricht.....	76
4.2 Kurt Marti: Person - Theologie - Poesie.....	78
4.2.1 Kurt Marti: „Lyrik eines Christen“.....	78
4.2.2 „theolalie / reden von gott“.....	82
4.2.3 Von der Offenheit zum Dialog und zurück.....	86
4.3 Von der Wahrnehmung zum Ausdruck: Lyrik als Sprachform für einen schülerorientierten Religionsunterricht.....	88
4.3.1 Sprachsensibilisierung.....	89
4.3.2 Lernziel: Verlangsamung.....	90
4.3.3 Ästhetisches Lernen.....	92
4.3.4 Korrelieren lernen: Von der Wahrnehmung zum Ausdruck.....	94
4.4 Methodisch-didaktische Überlegungen.....	96
5. Lyrik: Fluch(t) oder Segen?.....	99
6. Literaturverzeichnis.....	103

1. Einleitung

Oh mein Gott! Beinahe mühelos und fließend entweichen diese Worte aus der Menschen Mund. Oft ist der Gebrauch dieser Worte nur lapidar, wenig durchdacht, einfach so daher gesagt und wird willkürlich mit Sinn beladen. Fast immer aber zeigt sich darin auch mehr, mehr als diese Worte beim bloßen Sprechen und Hören vermuten lassen. Immer wieder, in unterschiedlichsten Situationen, tritt (das Wort) *Gott* in die Leerstellen ein, die anders nicht zu füllen, mit Worten der Trauer, der Wut, des Erstaunens, der Freude und des Glückes sprachlich nicht auszudrücken sind. Immer wieder zeigt sich, dass die erfahrene und die erfahrbare Wirklichkeit die Möglichkeiten sprachlicher Mittel übersteigt, die dem Menschen zur Beschreibung dieser Welt gegeben sind. Wie Flüssiges verrinnt sie bei dem Versuch, sie mit der sprachlichen Hand zu (er-)fassen und zu (be-)greifen; besonders in Situationen der Trauer und des Entsetzens reichen Worte oft nicht aus, das Erlebte zu verstehen, verletzte und erschütterte Menschen aufzufangen. Aber auch in Momenten des Glücks, beim innigen Zusammensein zweier sich liebender Menschen zum Beispiel, kann man nur um Worte ringen, stammeln und stottern, das Gefühlte nicht in Worte fassen. Beim Versuch, zuzugreifen, vergreift man sich, der Annahme, begriffen zu haben, folgt oft die Erkenntnis, dem Erlebten mit seiner Versprachlichung nicht angemessen begegnen zu können.

Vergleichbar kann auch der Theologie widerfahren, wessen sie sprachlich nicht gewachsen ist. Dabei impliziert doch gerade das Wort Theologie, Rede von *Gott*, dass sie dazu in der Lage sei, von *Gott* reden, ihm also sprachlich begegnen zu können. Leider ist diese Annahme oft und lange viel zu wörtlich genommen worden, so dass die vielmals stark dogmatisierte, sprachlich einsilbige und vereinnahmende Rede der Theologie für Laien (und ehrlich gesagt auch für manche Studierende der Theologie) nur schwer zu verstehen ist. Sie wirkt besonders für junge Menschen veraltet und verkrustet, ist aus ihrer Sicht lebensfremd und der Wirklichkeit entrückt.

Wie kann also die Theologie ihrer Sprachverantwortung gerecht werden, das Wort, *Gott*, zu verkündigen? Viel schwerer wiegt sogar noch die Frage, wie jungen Menschen ein (sprachlicher) Zugang zu *Gott* ermöglicht werden soll, zu einem *Gott*, über den größeres nicht gedacht werden kann, dessen Einzigartigkeit und Unfassbarkeit immer mit berücksichtigt werden muss. Bereits hier deutet sich die gewaltige Herausforderung an, der man sich zu stellen hat, wenn eine *glaub-würdige* Theologie formuliert werden soll, die für Schülerinnen und Schüler verständlich ist.

Es mag auf den ersten Blick paradox erscheinen, vor diesem Hintergrund gerade die Sprachform der Lyrik als diejenige vorzustellen, die jungen Menschen eine Auseinandersetzung mit und einen Zugang zu *Gott* ermöglichen soll. Lyrik: damit wird oft ein sich-Verlieren ins Unwirkliche, ein Schwelgen in Phantasien, eine mit Emotionen überladene Sprache verbunden, die alleine aufgrund ihrer seltsamen Form reaktantes Verhalten erzeugt. Ein weiterer Widerspruch scheint darin zu bestehen, dass die Theologie, die sich als Disziplin an der Universität dem Primat der Wissenschaftlichkeit verschreibt, nicht mit der offensichtlichen Irrationalität der Lyrik zu vereinbaren scheint.

Trotzdem, ja vielleicht auch gerade wegen dieser vielen ersten erschwerenden Eindrücke, wird sich diese Arbeit der Herausforderung stellen, Vorurteile, die teilweise (berechtigt) gegenüber der Lyrik bestehen, genauer hinterfragen und Chancen eines Einsatzes von Lyrik im Religionsunterricht beleuchten. Im Hauptseminar „Mit der Bibel kann ich nicht in die Klasse kommen...“, das im Sommersemester 2007 an der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Münster besucht wurde, wurde ein erstes Interesse an dem sprachlichen „Paradiesvogel“ geweckt. Durch die damalige Ausarbeitung eines Referates zu dem Thema „Zugänge zur Bibel: Lyrik“ entstand eine intensivere Auseinandersetzung mit der Thematik, die aber neben der Faszination, die von der poetischen Sprache ausging, vor allem viele offene Fragen hinterließ, die eine intensivere Betrachtung erfordern. Es wurde ersichtlich, dass es nicht nur notwendig ist, die Erkenntnisse der einzelnen Bereiche der Theologie mit in die Analyse einzubeziehen, sondern dass darüber hinaus auch der Dialog mit anderen Disziplinen geführt werden muss. Obwohl also die Intention darin besteht, eine schülerorientierte Theologie zu durchdenken und Chancen und Risiken dieses besonderen Zuganges zur (Auseinandersetzung mit der) Gottesfrage kritisch zu untersuchen, wird eine rein religionspädagogisch versierte Vorgehensweise dieser Absicht nicht gerecht.

Ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis gibt Auskunft darüber, wie der schwierige Brückenschlag zwischen der Frage nach der sprachlichen Darstellbarkeit *Gottes* (mit Hilfe der Lyrik) auf der einen Seite und der Prüfung der Lyrik als Sprachform für eine schülerorientierte Theologie auf der anderen Seite bewerkstelligt werden soll. Vorab dazu ein Hinweis: Diese Arbeit hat keinen empirischen Anteil. Es wäre mit Sicherheit interessant gewesen, durch partielle Unterrichtsbesuche die angestellten Überlegungen kritisch reflektieren zu können. Der Fokus liegt jedoch auf der theoretischen Ebene. Dies kann einerseits als ihre besondere Stärke gesehen werden – sie versucht viele Prämissen und Faktoren mit zu berücksichtigen und präsentiert dadurch ein sehr

vielseitiges, umfassendes, aber auch kompaktes Bild – andererseits wird sie sich aber zweifellos der Kritik stellen müssen, dass die einzelnen Teile und Überlegungen zwar auf dem Papier lückenlos ineinandergreifen können, dies die (schulische) Wirklichkeit jedoch nicht adäquat abbildet.

Die Arbeit ist in drei Hauptabschnitte unterteilt. Jeder Abschnitt beginnt mit einer Einführung in die behandelte Thematik, bei der auch die einzelnen Kapitel vorgestellt werden, und schließt mit einem Rückblick bzw. einer Ausschau. Der erste Teil der Arbeit (**2. *Wie sprechen vom Unfassbaren?***) thematisiert die zahlreichen Prämissen der sprachlichen Darstellbarkeit *Gottes*. Dabei werden sowohl Impulse aus der Exegese und der systematischen Theologie als auch aus der Sprachwissenschaft – vornehmlich der Sprachphilosophie – und der Soziologie berücksichtigt. In einem zweiten Schritt (**3. *Über Inhalt und Form einer theologischen Gottesrede***) müssen die Konsequenzen der zuvor abgesteckten Rahmenbedingungen so durchdacht werden, dass inhaltliche und formale Qualitäten einer theologischen Gottesrede ersichtlich werden. Der Aufbau des zweiten Hauptabschnittes spiegelt in sich bereits wider, dass er als Schnittstelle zwischen den beiden anderen fungieren soll. Abermals von der Offenbarungsgestalt ausgehend werden zuerst inhaltliche, dann formale Qualitäten der intendierten Sprachform untersucht. Letztere bilden den Übergang zur Lyrik, die abschließend erneut auf ihre inhaltliche Qualitäten geprüft werden soll. Ein weiterer Dialogpartner, die Literaturwissenschaft, erhält an dieser Stelle Einzug in den Diskurs. Auf diese Weise deuten sich am Ende des zweiten Abschnittes bereits religionspädagogisch relevante Gewinndimensionen des Einsatzes von Lyrik im Religionsunterricht an. Daran anschließend soll die Sprachform der Lyrik im religionspädagogischen Teil (**4. *Lyrik als Sprachform für eine schülerorientierte Theologie***) explizit auf ihre Einsatzmöglichkeiten im Religionsunterricht und ihre bildungstheoretischen Implikationen hinterfragt werden. Das Fazit (**5. *Lyrik: Fluch(t) oder Segen?***) räumt abschließend die Möglichkeit ein, die gewonnenen Erkenntnisse und die einzelnen Arbeitsschritte zusammenzufassen und zu hinterfragen.

Da für die einzelnen Themenbereiche jeweils ein umfassender Literaturbestand vorhanden ist, musste, mit wenigen Ausnahmen, eine Einschränkung auf den deutschsprachigen Raum vorgenommen werden. In gewisser Weise stellt diese Arbeit gerade deswegen auch ein Novum dar, da die vielen unterschiedlichen Aspekte der Lyrik in einer Arbeit zusammengedacht werden.

2. Wie sprechen vom Unfassbaren?

Der erste Teil dieser Arbeit widmet sich dieser bereits im Titel aufgeworfenen Frage. Dass eine klare, eindeutige Antwort nicht erwartet werden kann, bedarf kaum einer Erwähnung. Dass dennoch eine Antwort gegeben werden soll bzw. gegeben werden muss, ist kein Widerspruch in sich. Vielmehr spiegeln sich darin eine Schwierigkeit und eine Ambivalenz wider, die Karl Barth mit folgenden Worten wiedergibt:

Wir sollen als Theologen von Gott reden. Wir sind aber Menschen und können als solche nicht von Gott reden. Wir sollen beides, unser Sollen und unser Nicht-Können, wissen und eben damit Gott die Ehre geben.¹

Damit allerdings der Versuch überhaupt unternommen werden kann, die Konturen einer möglichen theologischen Gottesrede zu skizzieren, müssen im ersten Hauptabschnitt dieser Arbeit vorbereitende Überlegungen angestellt werden. In einem ersten Schritt soll daher zunächst die Frage thematisiert werden, worin eigentlich die Rede von Gott begründet liegt. Die zweifellose Verbindung von Sprache und Theologie steht hier im Vordergrund (**2.1 Gottesrede als theologische Grundverantwortung**). Daran anschließend wird in einem zweiten Schritt der Fokus stärker auf das Phänomen der Sprache gelenkt. Es wird zunächst die vielleicht banale, aber doch wichtige Feststellung gemacht werden müssen, dass Sprache sehr wohl auch Gegenstand anderer Disziplinen ist und eben nicht nur im theologischen Kontext eine Rolle spielt, nicht nur ein „Gottesgeschenk“ ist (**2.2 Sprache: Mehr als nur ein Gottesgeschenk**). Auch außerhalb der Theologie, besonders in der Sprachwissenschaft, der Sprachphilosophie und der Soziologie, ist das Phänomen Sprache untersucht und hinterfragt worden. Der Dialog mit anderen, sich mit der Sprache befassenden Disziplinen, ist für die Theologie unerlässlich. Wenn nämlich verantwortlich von Gott gesprochen werden soll – beziehungsweise eine Sprachform für eine schülerorientierte Theologie im Fokus des Interesses steht – dann muss auch darüber nachgedacht werden, was Sprache überhaupt ist und was sie leisten kann.² „Ein unschuldiges Sprechen gibt es auch für den Theologen und die Theologin nicht.“³ Natürlich kann hier keine Einführung in die allgemeine Sprachwissenschaft erfolgen, die physischen, psychischen und die physiologischen Voraussetzungen von Sprache werden bewusst vernachlässigt. Dennoch ist es notwendig, auch

¹ Barth, Wort, 158. Dieses Zitat ist mit dem Hinweis zu erweitern, dass nicht nur berufliche Theologen in der Pflicht stehen, von Gott zu reden. Es muss heutzutage jegliche Subjekte theologischer Rede mit einbeziehen.

² Vgl. Grözinger, Sprache, 13.

³ Ebd., 14.

die Frage nach den anthropologischen, kultur-geschichtlichen und philosophischen Ursprüngen und Bedingtheiten der Sprache anklingen zu lassen. Dabei wird schnell deutlich werden, dass im Umgang mit Sprache neben den ihr impliziten Möglichkeiten immer auch ihre Grenzen thematisiert werden. Konsequenterweise müssen diese Erkenntnisse dazu führen, die Leistung und die Funktion der Sprache zu bezweifeln. In zwei Unterkapiteln wird dies geschehen. In dem ersten (**2.2.1 Sprachbezweiflung I: Die Begrenztheit des menschlichen Wortes**) decken Impulse aus der analytischen Sprachphilosophie sehr schnell die Begrenztheit des menschlichen Wortes auf. Ludwig Wittgenstein deutet darauf hin, dass Sprache eben kein Instrument ist, mit dem immer sinnvoll von und in der Welt gesprochen werden kann. Die Wirklichkeit kann in all ihren Tiefendimensionen nicht immer mit der in ihrer Struktur begrenzten Sprache festgehalten werden. Welche Bedeutung dies für die Theologie und ihr Reden von Gott hat, wird daran anschließend erläutert werden. Das zweite Unterkapitel versucht danach aufzuzeigen, welche Probleme dem Menschenwort anhaften (**2.2.2 Sprachbezweiflung II: Die Problematik des Menschenwortes**). Es wird die zuvor theoretisch aufgedeckte Begrenztheit der Sprache im konkreten Sprachgebrauch der Menschen reflektiert.

Da Sprache immer auch eng mit ihren sozialen Anschlussbedingungen verknüpft ist, befasst sich das dritte Kapitel (**2.3 Sprache und Lebenswelt**) mit den gesellschaftlichen Voraussetzungen von Sprache. Dabei ist es zuallererst interessant, die Veränderungen in der Industriegesellschaft mit dem daraus resultierenden Strukturwandel der Religion in der Moderne zu beleuchten (**2.3.1 Religion und moderne Gesellschaft**). Dieses Kapitel ist in zweierlei Hinsicht besonders interessant. Es zeigt nämlich einerseits mit den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen den Ort auf, in den hinein eine theologische Gottesrede wirken muss und von dem aus sie inspiriert wird. Auf diese Weise lässt sich schnell auch erkennen, mit welchen Schwierigkeiten sich eine theologische Sprachlehre in der Neuzeit konfrontiert sieht. Auf der anderen Seite ermöglicht die Untersuchung der veränderten Lebensverhältnisse aber auch eine noch ausführlichere Betrachtung der Alltagssprache, da Veränderungen in der Gesellschaft immer auch Einflüsse auf das Sprachbewusstsein haben (**2.3.2 Sprache und moderne Gesellschaft**). Die hier gewonnenen Erkenntnisse spielen auch im Hinblick auf den Einsatz von Lyrik im Religionsunterricht bereits eine große Rolle. Sie skizzieren (zum Teil) die sozio-kulturellen Rahmenbedingungen des Lernortes Schule.

Anschließend werden die bis dahin erzielten Ergebnisse im Hinblick auf den folgenden zweiten großen Hauptabschnitt der Arbeit zusammengefasst (**2.4 Erneut die Frage: Wie sprechen vom Unfassbaren?**).

2.1 Gottesrede als theologische Grundverantwortung

Worin aber liegt eigentlich die Grundverantwortung der Theologen, beziehungsweise die aller Subjekte theologischer Rede, von *Gott* zu reden, ihm im Wort zu begegnen? Der Ursprung der Gottesrede liegt zuallererst darin begründet, dass der jüdisch-christliche *Gott* ein Schöpfergott ist, der mit dem und in dem Wort Welt entstehen lässt. Bezeugt wird dies mit den sehr bekannten Worten aus dem Prolog des Johannes-Evangeliums: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott.“ (Johannes 1,1). Hier wird bezeugt, welche schöpferische Macht das Wort besitzt. *Gott* ist Logos, Sprache demnach ein „Gottesgeschenk“.

Einen weiteren Ursprung der Gottesrede sieht Stefan Gärtner in der Selbstoffenbarung *Gottes*, die er als Sprachereignis ansieht. Jesus ist Wort des Vaters, „Gott führt sich redend ein.“⁴ Damit wird die (theologische) Grundverantwortung, von *Gott* zu reden, in besonderer Hinsicht bestärkt: *Gott* führt sich sprechend in die Welt ein, er wird Sprechender in seinem Sohn Jesus Christus, der der Welt als Mensch begegnet. „Die Offenbarung des Göttlichen kommt im Kontext menschlicher Sprache.“⁵ Auf diese Weise wird nicht nur die schöpferische Kraft des Wortes betont, sondern darüber hinaus auch das menschliche Wort stark aufgewertet. Des Weiteren erfährt die Sprache in der jüdisch-christlichen Offenbarungsreligion eine besondere Aufwertung dadurch, dass diese durch Sprache mitkonstituiert ist: die Bibel ist sprachlicher Ausdruck.

Warum aber muss dann dennoch alles Sprechen von *Gott* scheitern und *Gottesrede als theologische Grundaporie* (Karl Rahner) erscheinen? *Gottes* Selbstoffenbarung macht ihn nicht zum Objekt in der Welt, das Wort *Gott* ist keine ontologische Größe. In der Dialektik der Offenbarung liegt demnach auch die Schwierigkeit begründet, die das Zitat von Karl Barth zu umfassen versucht. *Gott* muss sich immanieren, muss sich der Welt zeigen, um nicht als archimedischer Punkt missverstanden zu werden, andererseits aber auch seine Transzendenz wahren, da er sonst zu einer innerweltlichen Wirklichkeit werden würde.⁶ *Gott* greift in die Welt ein, lässt sich aber nicht (be-)greifen. Dieses Paradox, dass *Gott* sich dem Menschen mitteilt, sich von ihm aber nicht fassen lässt, dass er sich dem Menschen annähert, aber doch der ganz Ferne bleibt, dass Offenbarung formal in einer „Dialektik von Präsentation und Entzug“⁷ geschieht, zeigt sich wunderbar in der Perikope, die von der Berufungsgeschichte des Mose berichtet (Ex

⁴ Gärtner, *Gottesrede*, 134.

⁵ Kurz, *Rede*, 82.

⁶ Vgl. Gärtner, *Gottesrede*, 134.

⁷ Grözinger, *Theologie*, 132.